

## Der Kakadu.

91

Erzählung von Anna Croissant-Rust.

Kesi hatte den „Bräutigam“ gebracht, sogar schon ein paarmal war er dagewesen. Kein Zweifel, er war einer von den krummen Nasen und Geldmenschen dazu. Frida hatte eine Abneigung gegen seine Liebenswürdigkeit und seine ganze Atmosphäre. Was aber wollte sie machen? Er hatte gute Manieren, behandelte sie als Dame, nur fast zu süß und übertrieben devot, ging um zehn Uhr nach Hause und liebte Kesi angenscheinlich sehr. Des Kindes halber fügte sie sich in die Situation, obwohl sie sich gelangweilt fühlte von den Phrasen des „Bräutigams“ und den verstohlenen und offenen Bärtlichkeiten der zwei. Wenn es nur irgend anging, hielt sie sich in der Küche auf oder im Schlafzimmer. Das Liebespaar machte sie wieder alt, richtig wie eine Gardemama kam sie sich vor, wenn sie mit ihrer Stiderei dabei saß. Zu lächerlich und peinlich für sie obendrein, denn zu dieser unterhaltenden und geistreichen Rolle war sie fast jeden Abend verdammt! Huller kam natürlich auch sehr wenig zu ihr herauf, weil der Bräutigam da war oder weil er ihn vermittelte.

Kam er jedoch einmal, so war er mürrisch und versuchte, sie immer gegen Kesi aufzubekken.

„Wie heißt der Kerl?“ fragte er einmal barsch.

„Neumayer, sagt Kesi.“

„Wissen Sie das bestimmt?“

„Kesi sagt es.“

„Wenn es das brave Kesi sagt, muß es natürlich so sein! Oh, Sie ahnungsloser Unschuldengel, Sie! Lassen Sie sich nur recht viel A für U vormachen! Aber, wenn sich der Sohn meines Vaters nicht täuschen tut, geht die Geschichte brenzlich aus!“

Frida zuckte die Achseln; sie sah wohl ein, daß sie sich eine große Verantwortung auf den Hals geladen hatte, aber sie gestand es Huller nicht ein.

Am unangenehmsten war ihr die Sache den Hausleuten gegenüber, denn der Bräutigam schlich sich immer erst vor Torschluss herein und kam nie am Tage. Sie bot ihn, doch einmal am Nachmittag zu kommen, aber er beteuerte, Verge von Geschäften vor sich zu haben und unentbehrlich sein.

„Nächsten Sommer komme ich bombensicher bei Tag!“ Aber währenddem blieb es beim alten, das heißt, Herr Neumayer kam noch öfter als anfangs und blieb auch länger, brachte Delikatessen und Weine mit und richtete sich des Abends nach und nach vollständig häuslich ein, warte auch nicht mit schalen Wigen, allerdings in feiner Form vorgebracht und mehr an Kesi gerichtet. — Ueberhaupt widmete er sich ausschließlich „seiner Braut“ und das mit einer Beharrlichkeit, daß Frida ihre Ueberflüssigkeit einzusehen anfangte und sich baldmöglichst ins Bett drückte. Sie hatte nur einmal Kesi gebeten, nicht gar so lang aufzubleiben, darauf hatte die ihr erwidert: „Gehen Sie doch ins Bett, wenn's Ihnen zu lang wird.“

Seit der Zeit sagte sie beiden um neun Uhr „gute Nacht“, immer mit der Phrase: „Sie erlauben doch?“ zum „Bräutigam“, die er stets damit erwiderte: „Bitte, bitte, lassen sich Fräulein durchaus nicht stören, im übrigen seien Sie unbesorgt.“ Dabei stand er immer auf, eine Hand auf der Stuhllehne und eine auf der Serviette, an der Brust, und machte eine Verbeugung, die Augen schon wieder auf den Teller gerichtet.

Wenn sie zu Bett war, waren die beiden Herr des Zimmers. Nicht nur, daß es elf Uhr, zwölf Uhr wurde, bis Herr Neumayer ging, er lachte und schäkerte ganz laut, stieß an, trabte auf und ab, kurz, tat ganz genau, wie wenn sie im Nebenzimmer nicht vorhanden gewesen wäre.

So weit hatte sie Huller also doch gebracht, daß sie sich keine ernstern Skrupel über das Paar machte. Früher? Du lieber Gott! Alle Haare hätte sie sich ausgerissen! Doch gestielen ihr die Abende immer weniger, schon deshalb, weil sie eigentlich von neun Uhr ab gefangen war, denn ihr Schlafzimmer hatte keinen eigenen Ausgang, und da sah sie nun wie eine Maus in der Falle. Von Schlafen war keine Rede bei

dem Gewisper und Geflüster und Geflüsse und Gelächter und Gelärm nebenan.

Frida machte endlich Kesi ernsthaftige Vorwürfe.

„Sagen Sie's ihm doch selber! so was tran' ich mir nicht,“ schmolte Kesi, und machte ein geringschätziges, fast freches Gesicht dazu. Ueberhaupt, seit der „Bräutigam“ jeden Abend kam, war sie eine ganz andere geworden. Keine Spur mehr von dem bescheidenen, reizenden „Kesi“. Es schien fast, wie wenn sie mit ihrer Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit nur danach getrachtet hätte, den Liebhaber glücklich herein zu kriegen. Nun das geschehen war, brauchte sie sich keine weitere Mühe zu geben. In der Frühe war sie stets mürrisch, wortkarg, fast zänkisch, und behandelte Frida nicht wie eine ältere Person besseren Standes, sondern wie ihresgleichen, wie sie etwa die „Kolleginnen“ bei Weidner behandelte. Mügte Frida ihr Benehmen, so ließ sie sich wohl alles ohne Widerrede sagen, aber es glitt an ihr ab, oder sie machte ein überaus gelangweiltes Gesicht, wie wenn sie der ganze Sermon nichts anginge. Auch war sie zuzeiten wieder lieb und gutmütig wie früher, so daß Frida sich immer nicht entschließen konnte, sie heimzuschicken, auch baute sie darauf, daß die ursprüngliche Gutmütigkeit Kesis doch wieder zum Durchbruch käme. So brachte Kesi öfters Blumen und Kuchen für Frida, oder sie besorgte etwas im Haus, von dem sie wußte, daß Frida es nicht gern besorgte, sie suchte zu trösten, wenn Frida traurig war: „Warten Sie nur, wenn ich einmal Geld hab', sollen Sie's auch sein kriegen!“

Frida mußte dann trotz allem lachen und konnte ihr nicht böse sein. Freilich in der letzten Zeit hatte Kesi die Blumen gegeben, wie man sich einer lästigen Pflicht entledigt, wortkarg, und sogar ein bißchen hochmütig.

Frida fragte sie, gutmütig spottend: „Du fühlst Dich wohl schon als zukünftige Millionärin? worauf „die Braut“ erwiderte:

„So eine Knauferei wie Sie könnt' ich net mein ganzes Leben haben, psst di Gott! Das gib'ts bei mir net. Fein und flott muß's zugehn!“

Das Haus konnte sich natürlich nicht genug tun mit Aufpassereien und Klatschereien. Den „Bräutigam“ nahmen die Leute Frida übel, das konnte sie genau merken, das „Kesi“ liebte sie es nicht entgelten; gegen diese Glanznummer des Maritätensostens waren alle von ausgesuchter Freundlichkeit, besonders der männliche Teil.

„Schmeißen Sie doch den Kerl raus!“ riet Huller ärgerlich, wenn sie klagte. „Lassen Sie's nur noch lang so fortgehen, dann besorg' ich's, wird mir ein Hochgenuß sein!“

„Ja, habe ich denn das Recht dazu? Es liegt eigentlich nichts gegen ihn vor. Ich weiß nichts weiteres von ihm. Und dann — ich werde doch dem Kind die Partie nicht verderben! Viel besser wär's, ich täte sie fort, wenn das so weiter geht.“

Darauf erwiderte er nie ein Wort, aber er kam immer wieder auf den „Bräutigam“ zurück, er suchte Gelegenheit, davon zu sprechen, er kam überhaupt jezt wieder so häufig, ja noch häufiger als früher, und stets in einer unruhigen, unklaren Stimmung. Das Verhältnis zu ihm war etwas, was sie von Tag zu Tag mehr bedrückte, es nahm eine Vertraulichkeit an, die ihr nicht nur unbequem war, die sie beängstigte, vor der sie sich fürchtete. Er ließ sie in die kleinsten Details seines Lebens blicken, er fragte sie wegen jeder Geringsfügigkeit um Rat, er hatte nicht das geringste Geheimnis vor ihr. Wenn er Geld brauchte, forderte er und nahm, fast ohne zu danken, was sie geben konnte.

„So was braucht unsereiner, Frida! Jemanden wie Sie! Zu Ihnen kann ich reden wie zu einem Freunde, offen, rückhaltslos, derb sogar. Denn Sie sind nicht so schmutzig, wie die Männlichkeit oft sein kann, Sie haben den Zauber der Keuschheit. Außerdem hat das für mich doch noch den Reiz, daß Sie nicht nur Freund und Kamerad, daß Sie Weib sind. Das hält vieles Hohe nieder, glauben Sie nur; das muß bei Ihnen außerdem in der Masse liegen. Ich habe nämlich einen kolossalen Respekt vor Ihnen, ich denke mir oft, wie wunderbar es sein muß, eine feine Mutter oder eine feine Schwester zu haben.“ Und da er sah, wie eine leise Röte von Fridas Hals in ihr Gesicht kam, fügte er bei: „Und noch eins,

Sie wissen gar nicht, wie wohl mir das tut, daß Sie so jung geworden sind, jetzt, wo Sie mich bemuttern und mir helfen, viel, viel jünger als früher, wo ich Sie bemutterte."

Es war einer der letzten Tage im Mai, einer jener schwülen bedeckten Tage, die mit ersten Gewittern drohen. Die Wolken standen starr, bleigrau und wurden schieferfarben gegen den Himmelrand zu; es dunkelte früh in Fridas niederen Zimmern. Resti war nach Hause gekommen, hatte einen Arm voll Delikatessen mitgebracht und richtete den Tisch her. Für Frida wurde es ein langer, einsamer Abend; während die zwei draußen aßen und tranken, stand sie im Schloßzimmer am Fenster und schaute auf den Himmel, der schwer über den Baumwipfeln des englischen Gartens lag. Schwarz und unbeweglich drohte das Geäst vor dem dunkeln Hintergrund, ein paar Dachfirle schoben sich plump vor und bildeten eine kompakte Masse in den feinen Baumfilhouetten.

Das Rauischen der Fiar klang durch den Abend, die Luft war träg, nur von Zeit zu Zeit strich ein müder Wind vom Wasser her, legte sich aber gleich wieder, von weit, weit her tönte einmal dumpfes Donnern. Es war Frida schwer ums Herz, sie konnte kaum atmen und ihr Kopf hämmerte. Durch die halbhohe Tür hörte sie das fröhliche Gelächter, das Schäkern, die Küsse. Ueberhäumendes, begehrendes Leben kam zu ihr herein auf dem breiten Streifen Lichts, der von dort in ihr dunkles Zimmer fiel, es breitete sich aus, es kam näher und näher, umringte, umhüllte sie. Vergessen wollte sie, leben, genießen! Ihr Blut brauste. Wie ein lang verschütteter Quell, der sich durch Steine und Geröll drängt, überflutete sie ihr Begehren nach Glück. Sie preßte den Kopf in beide Hände, daß es sie schmerzte, sie biß die Zähne übereinander, um nicht aufschreien zu müssen. Die draußen höhnten sie! Das lachte, das girrte, das küßte, es nahm kein Ende! Leben, leben und genießen wie diese! Einmal lag man in der Grube und faulte, und niemand gab einem etwas dafür, daß man wie ein Narr gelebt hatte. Jetzt war sie noch jung genug, jetzt schrieb alles nach Genuß in ihr, jetzt begehrte sie vom Leben . . . (Fortf. folgt.)

## Die Buchgewerbeausstellung in Leipzig.

### 1. Von der drucktechnischen Entwicklung.

Wann das Drucken erfunden ist, weiß man nicht. Vielleicht ist es gar nicht erfunden worden, denn das einfache Uebertragen einer Form auf eine Fläche kommt in der Natur so oft vor, daß es nicht einmal besonderer Aufmerksamkeit bedarf, um solche Abklatsche z. B. eines nassen Blattes auf einem trockenen Stein, eines ruhigen Fingers auf dem hellen Tongefäß zu entdecken. Tatsächlich ist eine dem Druck ähnliche Technik schon seit Urzeiten bei den primitiven Völkern bekannt, und in Samoa wird noch heute das Bedrucken der Rindenstoffe in einer Form geübt, die bei manchem Schreibmaschinenystem heute noch angewandt wird. Auf ein hölzernes Modell wird der Rindenstoff straff gelegt und dann mit einem farbgetränkten Stoffballen betupft; die Stellen, die auf den erhabenen Partien des Holzmodells aufliegen, nehmen die Farbe an, die anderen nicht. Außerdem waren die Chinesen schon im 6. Jahrhundert imstande, ähnlich wie wir, zu drucken. Die Erfindung Gutenbergs ist ja auch nicht den Druck selber, sondern nur eine Erleichterung, die der Drucktechnik das auch heute noch gegenüber der Schreibfähigkeit wesentliche Merkmal verlieh: schnell und billig ein Schriftwerk zu vervielfältigen. Gutenberg machte den Druck billiger, weil das umständliche, zeitraubende und kostspielige Ausschneiden der ganzen Seitendruckform durch die beliebig zusammensetzbaren einzelnen Buchstaben überflüssig ward. Vorher konnte die Produktion von Druckwerken nur sehr langsam geschehen und das Buch blieb teuer. So relativ diese beiden Begriffe der raschen und billigen Produktion in der ersten Zeit der Druckerkunst auch waren — kostete doch ein Neues Testament nach unserem Gelde noch 25 Mark —, so waren sie doch die Hauptsache bei der technischen Umwälzung des Schrifttums, die nun begann.

Aber diese Wendung zur schnellen und billigen Produktion vollzog sich nicht auf der ganzen Linie. Das Papiermachen war noch ein sehr langwieriger Prozeß. Die gegen 200 Jahre alte Papiermühle, die man in der Reiker Gegend abgebrochen und in der Leipziger Buchgewerbeausstellung aufgebaut hat, und die später in das deutsche Museum in München übergeführt werden soll, ist für die Zeit, da sie gebaut wurde vor 200 Jahren, sicherlich das allermodernste und vorgeschrittenste Papiermühlenwerk gewesen. Früher konnte selbst dieser Klobige, durchweg hölzerne Mechanismus nicht so ausgebaut sein, und da man immerhin beinahe 200 Jahre schon druckte, als jene Papiermühle entstand, so müssen sich die ersten Drucker noch mit mehr handwerksmäßig hergestelltem Papier befaßt haben, das vielleicht auch noch teurer gewesen ist.

Auch das Gießen der Lettern war noch Handarbeit, ebenso das Bereiten der Druckfarbe. Ganz wesentlich aber war, daß der Druck

selbst noch gar keine Verbesserung über die Zeit der Inkunabeln, der ersten Drucke überhaupt erfahren hatte. Eine hölzerne Spindel- presse war der Druckapparat; bei jedem Bogen mußte sie zugebrocht und wieder aufgedreht werden und das Drucken blieb immer noch eine sehr bedächtige Handtierung. Es änderte sich auch sobald nichts Wesentliches, bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein druckte man immer noch an nun allerdings gußeisernen Handpressen selbst Tageszeitungen, wie der „Hamburgische unparteiische Correspondent“ mit seiner Auflage von etwa 30 000 mühsam auf 12 Handpressen gedruckt wurde. Damals war der Druck die Hauptarbeit, die Herstellung des Satzes die mindere, während heute der Druck selbst die wenigste Zeit erfordert.

Auch die Drucktechnik der Illustration blieb jahrhundertlang die gleiche. Die Holzschnitte und Schrottdrucke wurden höchstens dann und wann in Blei übertragen, und es entstand daraus das dürftige Alzidenmaterial, mit dem sich die Druckereien bis in das 19. Jahrhundert behalfen.

Wie mit einem Zauberschlage traten aber am Anfange des 19. Jahrhunderts einige Erfindungen auf, die alle, früher oder später die Drucktechnik revolutionieren mußten. Die alte Handdruck- presse, die auch den Kupferdruckern und Notendruckern diente, wurde von der Schnell- presse abgelöst, diese wieder von der Zylinder- druck- presse. 1826 kam als eine der frühesten die erste Zylinder- druck- presse nach Leipzig. Um 1800 war in Frankreich die Fabrikation des Papiers erfunden worden, eine der unerläßlichen Vorbedingungen für den Rotationsdruck, der allerdings erst viel später möglich werden sollte.

Dem Holzschnitt und damit dem Hochdruckverfahren, das der Holzschnitt verlangte, war durch die Erfindung Senefelders am Ende des 18. Jahrhunderts, vom flachen Stein zu drucken, ein Neben- buhler entstanden, der sich als sehr ernst erweisen sollte. Am An- fang des 19. Jahrhunderts führte sich die Lithographie in die Druck- technik ein. Sie war zunächst Zeichenkunst, dann erst Drucktech- nisch, aber sie wurde sehr oft zur Illustration auch von Druckwerken ver- wendet und die illustrierten Zeitschriften, namentlich in Frankreich, brachten diese Vereinigung von Hoch- und Flachdruck in ziemlicher Präzision.

Dem Lithographen blieb aber auch der siegreiche Konkurrent nicht erspart. Der französische Maler Daguerre hatte um 1826 die ersten wirklichen Photographien fertig gebracht und vierzig Jahre später hatte sich die Photographie dank der Verbesserung der Optik und der photographischen Chemie so entwickelt, daß es gelang, Photographien auf den Stein zu übertragen und dann von diesem Stein lithographisch zu drucken. Der Lichtdruck war erfunden, die photomechanische Herstellung der Druckplatte, ohne Zeichenstift und Grabstichel hatte die erste Etappe erreicht. Und wie man in Paris die ersten Drucke für Handschriften gehalten hatte, so glaubte man auch 1868 in der ersten internationalen graphischen Ausstellung in Hamburg, daß diese Lichtdrucke Photographien seien, und ihr Erfinder, der Münchener Albert, mußte sie mit Terpentinöl abwischen, um zu beweisen, daß sie wirklich mit Druckfarbe gedruckt waren.

Von hier aus beginnen nun die photomechanischen Reproduktions- verfahren, die sich erst den Flachdruck, dann den Hochdruck in der Zinkätzung und der Autotypie und schließlich auch den Tiefdruck er- obert haben. War das photomechanische Prinzip erst gefunden, so war der Schritt unaußhaltig, der auch den photomechanischen Farbendruck möglich machte. Es folgte der Dreifarbenlichtdruck, der die Chromolithographie und eine präzisere Entwicklung der Photo- graphie, aber auch der Papier- und Farbenerzeugung zur Voraus- setzung hatte. Alte Techniken, farbiger Holzschnitt und farbiger Kupferdruck, wurden wieder aufgegriffen, mit neuen verknüpft, zu den photomechanischen Verfahren gesellte sich auch wieder die Arbeit des Graphikers, und so entstehen jetzt Druckblätter, die, rein technisch genommen, Kunstwerke sind und zu deren Analyse ganz erfahrene Kenner gehören. Massenerzeugnisse können solche Drucke natürlich nicht werden, sie müssen ob ihres kostspieligen Herstellungsprozesses teuer sein. Eine der neuesten Techniken dieser Art ist der Offset- druck, bei dem die Druckplatte aus Gummi besteht.

Der Kupfertiefdruck blieb ohne die Photographie lange Zeit auf seiner einsamen Höhe stehen, denn wie bei der Lithographie stand auch hinter dem Kupferdruck ein künstlerisch und handwerklich sehr hoch qualifizierter Kupferstecher. Aber als erst die Photographie die graphischen Reproduktionstechniken erobert hatte, blieb sie auch vor dem Kupferdruck nicht stehen und mit der Technik des Rotationsdrucks verbunden entstand jetzt der Rotationskupferdruck, der zur Illustration von Zeitungen tauglich ist, also auf gewöhnlichem Zeitungspapier und in der Rotationsmaschine gedruckt werden kann. Ein inter- nationales Tiefdrucksyndikat, das die ganze Welt umfaßt, hat diesen Rotationskupferdruck mit Beschlag belegt, damit dieser wirkliche Fort- schritt, gute Bilder auch auf billigem Papier drucken zu können, ja auch seine kapitalistische Rehrseite habe. In der dem Zeitungs- druck eingeräumten Halle ist eine geschichtliche Uebersicht zu sehen, in der die Entwicklung des Rotationskupferdrucks seit 1897 studiert werden kann.

Solche geschichtliche Entwicklungsgänge finden sich mehrfach. Die Schriftgießereien haben eine Reihe von alten Schriftgießmaschinen vorgeführt, an denen zu erkennen ist, wie sie sich nach und nach bis zur ganz automatischen Herstellung der Lettern entwickelt haben. Und wie in der Halle für Schreibmaschinen eine solche Entwicklungsgeschichte der Schreibmaschine von der ersten Schreibstigele an und auch eine solche der Rechenmaschine von der

des Philosophen Leibniz an, zu sehen ist, so kann man auch in der einen Maschinenhalle die Vorgänger der **S e m a s c h i n e n** kennen lernen. Da steht die **Kastenbeinische Maschine**, im Prinzip der **Lino-** **type** ähnlich, von einem dem Namen nach vergessenen deutschen Schriftsetzer erfunden. Wie schwer man sich auch in der Maschine vom Prinzip des Handsatzes entfernen konnte, zeigt die 1851 von Sörensen erfundene, von dem Amerikaner **Thorpe** ausgearbeitete **Letternsetz-** und **Ablegemaschine**, die also genau so arbeiten sollte wie der **Handsetzer**. Natürlich sind auch die modernen und bewährten Systeme der **Lino-** **type** und der **Monotype** da, außerdem auch die neueste Konstruktion, die **Monotype**, die einzelne Lettern erst gießt und dann aneinanderreicht, während die beiden anderen Systeme immer nur ganze Zeilen gießen.

In den Maschinenhallen erkennt man, wie heute die **M a s c h i n e** im **Druckgewerbe** herrscht. Alle sind fast bis zur automatischen Funktion entwickelt, alle fast ergeben das fertige Endprodukt aus dem Rohmaterial, eine Unmenge einzelner Manipulationen sind in diesen Maschinen zusammengefaßt, sie drucken, falzen, kleben, lochen, perforieren, heften, binden, trocknen und noch vieles mehr alles in einem Arbeitsgange. Hier ist das Prinzip: schnell und eilig auf die scheinbar höchste Entwicklung gebracht. Das gilt für die **Papierwaren**, wie für die **Zeitungen** und **Bücher**. Wäre der **Bücherverkauf** so einfach wie der **Verkauf** von **Brezeln**, dann könnten die **Bücher** noch viel billiger sein, denn bei **Massenaufträgen** entfällt auf das einzelne Exemplar ein unglaublich billiger **Herstellungspreis**.

Im modernen **Buchgewerbe** herrscht heute die **Maschine** und mit ihr entsteht die **Tendenz zum Großbetrieb**. Aber auch die **Produktionsziffer** steigt, und zwar mehr als die **Zahl der Arbeitskräfte** zunimmt.

Der **Gedanke der wirtschaftlichen Organisation** ist im **Druckgewerbe** am frühesten ausgeführt worden und deshalb dürfen auf dieser **Ausstellung die Arbeiterorganisationen** nicht fehlen. Die **Verbände der Buchdrucker, der Lithographen und Steindrucker, der Buchbinder und der Buch- und Steindruckerhilfsarbeiter** zeigen ihre **Bestrebungen, ihre inneren Einrichtungen und Erfolge**. Ebenso die **Tarifgemeinschaft der Deutschen Buchdrucker und die Allgemeine Buchdruckerunterstützungs-kasse**. Auch ein **Faktorenbund** existiert, der sich eine **homoeste alte Ritterburg** auswählte, um an ihr seine **Leistungen darzustellen**. Der **Kotenstecherverband, die kleinste Gewerkschaft mit 450 Mitgliedern, aber mit einer Jahreseinnahme von 30 200 M.,** ist auch vertreten.

Angeht die **drucktechnische Entwicklung**, die hier **stagniert** ist und die wenigstens bei den **vorherrschenden Massenerzeugnissen** immer mehr auf die **mechanische Produktion** zielt, geht es ohne **Verdrängung der alten Techniken** und ihrer **Träger** nicht ab. Aber das war immer so. Die **ersten Drucker verdrängten die Schreiber, die Lithographen und die Photographen verdrängten die Kleinbürgerlichen Porträtmaler, die Photochemigraphen wollen die Holzschneider, die Kupferstecher und wahrscheinlich auch die Lithographen verdrängen.**

In der **künstlerischen Qualitätsarbeit** leben diese **Berufe** wieder auf, aber nicht mehr als **Wasse**. Dagegen hebt sich die **Arbeit an der entwickelten Maschine, die eine neue Art von qualifizierter Arbeit verlangt.**

H. H.

## Im Kosakendorf.

Von Maxim Gorki.  
(Schluß.)

Sie legte den linken Arm um meinen Nacken, bekreuzte mich mit der Rechten und sagte:

„Leb' wohl, lieber Freund! Christus möge Dir lohnen für das gute Wort und alle Freundlichkeit . . .“

„Wollen wir nicht zusammen gehen?“

Sie riß sich von mir los und sagte ernst und bestimmt: „Nein . . . ich will nicht . . . Du paßt nicht zu mir . . .“

Ja, wenn Du ein Bauer wärest, aber so . . . welchen Sinn hätte das? Das Leben wird mit Jahren gemessen, eine Stunde kann da nichts bedeuten . . .“

Und sie ging, mir zum Abschied still zulächelnd, nach der Hütte. Ich setzte mich auf den Eichenstok und dachte über diese merkwürdige Frau nach: was wird sie im Leben finden? Werde ich sie jemals wiedersehen?

Es läutete zur Frühmesse. Das Dorf war längst erwacht, und ein gemessenes, mürrisches Leben regte sich darin.

Als ich die Hütte betrat, um mein Reisebündel zu holen, fand ich sie bereits leer; alle waren offenbar durch die zerbrochene Wand sogleich auf die Straße getreten.

Ich ging nach dem Militär-bureau, bekam meinen Paß und begab mich nach dem Dorfplatz, um nach meinen Wandergenossen zu sehen.

Wie gestern, hatten sich auch heute wieder die „Leute aus Rußland“ an der Mauer entlang gelagert, saß der Bursche aus Pensa breit hingestreckt da; sein zerichlagenes Gesicht erschien noch größer und abstoßender, und die Augen verschwammen ganz in den blutunterlaufenen Beulen.

Ein neuer Kamerad hatte sich hinzugefunden — ein graues, altes Männchen mit spitzem Kinnbart, in einem verschoffenen Samtkäppchen, mager und trocken. Sein Gesichtchen war nicht größer als eine Faust, die gebogene Raubvogelnase war gerötelt, wie porös, und die spitzbüßischen Augen blickten böse drein.

Der Kottkopf aus Orlow und der bewegliche kleine Bursche setzten ihm mit Fragen zu:

„Warum treibst Du Dich eigentlich in der Welt herum?“

„Und Du? Warum tuft Du es?“ fragte der Alte mit seiner dünnen Stimme, ohne von seiner Beschäftigung aufzusehen — er war eben dabei, den locker gewordenen Gintel seiner rußgeschwärtzten blechernen Teefanne mittels Drahtes zu befestigen.

„Wir suchen uns Arbeit!“

„Wir leben, wie es befohlen ist . . .“

„Von wem befohlen?“

„Von lieben Gott!“

„Der liebe Gott spuckt auf Euch, Ihr Herumtreiber, die Ihr nur den Staub auf seiner Erde aufwühlt . . .“

„Wie denn? antwortet ihm jemand — ist nicht Christus mit seinen Aposteln auch auf der Erde umhergewandert?“

„Ja, Christus!“ versetzte der Alte bedeutungsvoll und richtete dabei seine scharfen Augen auf den Sprecher. „Mit wem vergleicht Ihr Euch da, Ihr Dummköpfe? Kästermäuler seid Ihr! Ich werde gleich einen Kosaken rufen . . .“

So manchesmal schon hatte ich solche Streitereien gehört, die mir zuwider waren. Ich eilte, so rasch wie möglich fortzukommen.

Ich stieß auf Konew, der ganz zerkauft und gewaltig schwindend ankam.

„Hast Du die Frau aus Kajan — die Tatjana — nicht gesehen?“ fragte er, unruhig blinzelnd. „Sie scheint in der Nacht losgetipelt zu sein, die Hexe! Ich hab' da gestern irgend was zu trinken bekommen, irgend 'nen Aufguss, und hab' die ganze Nacht wie ein Bär geschlafen . . .“ Sie scheint mit dem Lämmel aus Pensa gegangen zu sein . . .“

„Der sitzt ja dort drüben!“ sagte ich und zeigte nach dem Genannten.

„Ei, sieh' doch . . .! Himmel, wie sie den zugerichtet haben! Die richtigen Heiligenbildmaler . . .“

Er begann sich wieder unruhig umzusehen.

„Wohin nur die beiden Weiber gegangen sind?“

„Vielleicht in die Messe . . .“

„Kann sein. Natürlich! Das Frauenzimmer hat mir's richtig angetan . . .“

Doch auch nach der Frühmesse, als das sonntäglich gepuzte Kosakenvolk unter hellem Glockengeläut aus der Kirche strömte und sich in bunten Bächen über das Dorf verteilte, fanden wir Tatjana nicht.

„Sie ist fort,“ brummte Konew traurig. „Na, ich werde sie schon noch treffen . . . werde sie finden . . .!“

Ich zweifelte daran, daß er sie finden würde, und ich wollte es auch nicht.

\* \* \*

Fünf Jahre später spazierte ich eines Tages auf dem Hofe des Gefängnisses in Tiflis auf und ab und suchte vergeblich zu erraten, weshalb man mich eigentlich eingesperrt hatte.

Malerisch finster von außen, war das alte Kerkergebäude inwendig um so lustiger: es erschien mir wie ein fideles Liebhabertheater, dessen Insassen „mit obrigkeitlicher Erlaubnis“, gleich halb-wichtigen jungen Leuten, sehr eifrig, doch dabei ziemlich ungeschickt die Rollen von Arrestanten, Aufsehern und Gendarmen spielten.

Genau zum Beispiel war der Aufseher mit dem Gendarmen in meine Zelle getreten, um mich zum Spazierengehen abzuholen.

„Könnte ich heute mal nicht spazieren gehen?“ fragte ich. „Ich fühle mich nicht wohl, und ich mücht' auch nicht . . .“

Der große, stattliche Gendarm hebt streng den Zeigefinger auf und sagt zu mir:

„Du hast hier nichts zu möchten, verstanden?“

Und der Aufseher, ein Mensch, so schwarz, wie ein Schornsteinfeger, läßt seine Augen, deren Weißes seltfam bläulich schimmert, wild rollen und bekräftigt in gebrochenem Russisch den Ausspruch des Gendarmen:

„Keiner darf hier möchten, 'stehste woll'!“

Nun — und so geh ich eben spazieren.

Zu dem mit Steinen gepflasterten Hofe ist es heiß wie in einem Backofen. Ein quadratförmiges Stück Himmel, flach, trüb und staubig, hängt über dem Hofe, hohe graue Mauern umgeben ihn von drei Seiten, und auf der vierten befindet sich das Tor mit seinem sonderbaren, düster dreinschauenden Ueberbau. Ueber die Dächer dringt das wilde Rauschen der Kura und der dumpfe Marktlärm des asiatischen Stadtviertels herüber — es ist mir, als säße ich im Innern einer Trommel, auf deren Fell eine ganze Anzahl von Schlegeln lospaukt.

Aus den beiden Fensterreihen des zweiten und dritten Stockwerks schauen durch die Gitter dunkle Gesichter, ich kann deutlich die krausen Köpfe der eingeborenen Kaukasier unterscheiden. Einer von ihnen bemüht sich krampfhaft, mich anzuspüren, ohne jedoch seine Absicht zu erreichen. Ein anderer ruft in einemsfort:

„Heba, Du! Was kriedst Du so wie ein Huhn herum? Nimm doch den Kopf hoch!“

Ich schreite im Schatten des Gefängnisgebäudes dahin, immer

wieder nach den Fenstern hinauffchauend. Plötzlich sehe ich in einem der eisernen Quadrate ein halb traurig, halb erstaunt dreinschauendes blaues Augenpaar in einem von spärlichem dunklen Bartwuchs bedeckten Gesichte.

„Konev?“ sage ich halblaut, wie für mich.

Er ist es — ich habe mir diese Augen, die mich jetzt blinzeln und anschauen, wohl gemerkt.

Ich sehe mich vorsichtig um — mein Aufseher sitzt im Halsstammer auf der schattigen Treppe am Gefängnis Eingang, zwei andere Aufseher spielen Dame, und ein vierter sieht zu, wie zwei Gefangene Wasser pumpen.

Ich gehe näher an das Gebäude heran.

„Konev — bist Du es?“

„Der Konev bin ich wohl,“ murmelte er, den Kopf dicht an das Gitter pressend — „aber ich kenne Dich nicht . . .“

„Weshalb bist Du hier?“

„Wegen Falschmünzerei . . . Ich bin nur ganz zufällig dazu gekommen . . .“

Der Aufseher ist erwacht, sein Schlüsselbund rasselt, und ich höre ihn in verschlafenerm Tone rufen:

„Bleib nicht stehen . . . geh weiter . . . An der Wand stehen ist verboten . . .“

„Weiter im Hofe ist's so heiß, Onkel . . .“

„Überall ist's heiß,“ sagt er und läßt seinen Kopf wieder sinken.

„Und Du — wer bist Du?“ fragt Konev von oben her leise.

„Erinnerst Du Dich noch der Tatjana aus Njāsan?“

„Wie soll ich mich nicht erinnern!“ versetzte er leise, und es klang, als fühle er sich gekränkt durch meine Frage. „Wir haben doch zusammen vor Gericht gestanden!“

„Auch sie . . . wegen Falschmünzerei?“

„Natürlich . . . Auch sie ist nur zufällig dazu gekommen, ganz wie ich . . .“

Ich schritt langsam im schwülen Schatten der Mauer hin. Aus den Kellerfenstern stieg ein Duft von mäßigem Leder und überhäuerlem Brot auf. Ich dachte an Tatjana, an ihre Worte:

„In großem Kummer gibt auch eine kleine Freude schon Trost . . .“

Ein neues Dorf wollte sie auf Erden aufbauen, ein neues, schöneres Leben begründen . . .

Ich erinnere mich ihres Gesichtes, ihrer vertrauenden, sehnsucht-erfüllten Brust — von oben her aber fallen Konevs leise, aschgraue Worte zu mir nieder:

„Der Hauptschuldige war ihr Liebhaber — ein Popensohn, der die Sache ins Werk gesetzt hatte . . . Zehn Jahre hat er abgekriegt . . .“

„Und sie?“

„Tatjana Blawjewa hat sechs gekriegt und ich ebenso viel. Übermorgen geht's nach Sibirien . . . die Maus sitzt in der Falle! In Kutais werden wir abgerichtet — bei uns in Rußland wären wir billiger weggekommen . . . Hier ist das Volk wild und böse — ein wahres Spießbubenvolk . . .“

„Hat sie Kinder gehabt?“

„Bei dem Lasterleben? Wie kann sie da Kinder haben . . . ? Der Popensohn war noch dazu schwindsüchtig . . .“

„Schade um sie!“

„Gewiß ist's schade!“ flüsterte Konev lebhaft, fast laut. „Ein hümmes Frauenzimmer war sie ja, aber hübsch . . . Ein seltenes Weib, wie gesagt . . . so mitleidig gegen die Menschen . . .“

„Hast Du sie damals gleich gefunden?“

„Wann?“

„Damals, nach Mariā Himmelfahrt . . .“

„Nein . . . erst im Winter hab' ich sie getroffen, lange nach Mariā Fürbitten. Kinderfrau war sie bei einem Offizier, dem die Frau weggelaufen war . . .“

Ein Geräusch ertönt hinter mir, wie das Knacken eines Revolverhahns; der Aufseher hat den Deckel seiner großen silbernen Taschenuhr zugeklappt. Jetzt steht er sie ein, redt sich und gähnt, wobei er den Mund weit aufreißt.

„Sie hatte damals Geld, Bruder, und konnte ganz gut leben, wenn nicht ihre Lieberlichkeit gewesen wäre . . . Aus lauter Mitleid war sie lieberlich . . .“

„Der Spaziergang ist zu Ende — heida, Du!“ rief der Aufseher.

„Wer bist Du eigentlich?“ fragte Konev nochmals. „Dein Gesicht ist mir bekannt — aber wo hab' ich Dich gesehen . . .?“

Ich gehe nach meiner Zelle, aufs tiefste erregt durch das, was ich gehört habe. Auf der Treppe bleibe ich noch einmal stehen und rufe laut:

„Leb' wohl, Bruder! Grüße sie von mir . . .!“

„Was schreibst Du da?“ fährt der Aufseher mich ärgerlich an.

Im Korridor ist es dunkel, ein abscheulicher Kloakengeruch herrscht darin. Der Aufseher schwingt den klirrenden Schlüsselbund, öffnet die Tür meiner Zelle und ruft mir brummig nach:

„Da . . . sitz', bist Du schwarz wie!“

. . . Ich stehe am Fenster. Über die grauen Rinnen der Mauer hinweg sehe ich die rasch dahinströmende Kura, die Hütten und Häuser an ihrem Ufer, die Gestalten der Arbeiter auf den Dächern der Gerbereien. Unter meinem Fenster geht, die Mühe tief im Nacken, der Wachtposten auf und ab.

. . . An meinem Geiste ziehen die Hunderte und aber Hunderte russischer Menschen vorüber, die ich ohne Nutzen, ohne Sinn und

Zweck zugrunde gehen sah, und ein tiefer, düsterer, qualender Gram, dem ich nicht entrinnen kann, der mir für mein ganzes Leben mitgegeben ist, legt sich schwer und dumpf auf mein Herz.

## Kleines Feuilleton.

### Wörterkunde.

Die Warundi. Auf dem 19. Deutschen Geographentage sprach Professor Hans Meyer-Leipzig auf Grund seiner im Jahre 1911 unternommenen Expedition über die Warundi in Ostafrika: Der Stamm ist einer der wichtigsten unserer ostafrikanischen Kolonie. Das Land ist ungefähr 30 000 Quadratkilometer groß und hat eine Einwohnerzahl von mehr als 1 1/2 Millionen. Obgleich Urundi seit 25 Jahren unter deutscher Oberhoheit steht, ist für seine Erforschung bisher so gut wie nichts getan worden. Nachdem Prof. Meyer die bisher noch fast vollständige Abgeschlossenheit des Besuches und die feindliche Haltung der Bewohner gegen die Europäer gemeinzeigter hatte, ging er an Hand schöner Lichtbilder auf eine Schilderung des Gebirgs- und Hochlandes von Urundi ein, das östlich der Nordhälfte des Tanganikasees gelegen ist, zeigte, wie der Urwald dort durch die Ackerbau- und Weidelandkultur fast verdrängt ist, wie sich nur in den Flußtalern Papyrusdickichte halten, die die Kultur des Menschen auf die Höhen des Landes zwingen. Die Bevölkerung besteht aus drei Elementen, dem Zwergvolk der Batwa als Urbewohner, die durch die von Osten eindringenden Ackerbautreibenden Bahutu (Bantu) mit dem Urwald bis auf Reste verdrängt worden sind. Ueber die Bahutu hat sich als Herrscherlaste seit 1500 nach Chr. das etwa 100 000 Köpfe starke aus dem Norden eingewanderte Hirtenvolk der Batufsi geschoben. Die Batufsi treiben die Viehzucht mehr als Sport, während alle eigentliche Arbeit von den Bahutu geleistet wird. Die Batwas sind eine Pariaklasse, meist Töpfer und Schmiede. Der Redner gab einen anschaulichen Einblick in das Leben der Urundi und ging auf das Staatsleben ein. Der Staat ist eine Monarchie, der König stammt aus dem hamitischen Adelsgeschlecht der Waganda, findet aber in den übrigen Clans der Batufsi, die als Lehnsleute des Königs das ganze Land besetzen, und ihrerseits über die Bantu herrschen, ein starkes Gegengewicht. Sie stellen dem König Krieger, Vieh und Naturalien. Seit 1912 unterhält die deutsche Regierung eine Residentur im Lande, unterstützt die Unabhängigkeitsbestrebungen der Adligen, um das Land leichter in Schach halten zu können. In Urundi kann mindestens dreimal mehr produziert werden, aber bis jetzt fehlte die Absatzmöglichkeit. Im Anschluß an die Tanganikabahn werde Urundi vom Westen her im Anschluß an die Urundabahn von Osten her erschlossen, und sicher werde es einen hohen Aufschwung nehmen, da es guten Boden, gutes Klima und eine so zahlreiche arbeitssame Bevölkerung hat, wie kein anderes Land unseres ostafrikanischen Schutzgebietes. (Dieser Kolonialoptimismus des Professors Meyer ist in unserm Artikel über die Ruanda-Bahn bereits widerlegt worden.)

### Aus dem Tierleben.

Der Niedergang des Storches in Mecklenburg. Mit Bedauern und Entrüstung werden alle Naturfreunde hören, wie übel dem Storch in Mecklenburg mitgespielt wird, das noch vor kurzem als eins der storchreichsten Gebiete Deutschlands galt. Im Jahre 1901 hatte Pfarrer Clodius in Camin eine Volkszählung der Störche in Mecklenburg angestellt, die im ganzen 1921 Ortschaften umfaßte, nämlich 1522 in Mecklenburg-Schwerin, 265 in Mecklenburg-Strelitz und 34 im Fürstentume Rügen. Damals zählte Clodius 3094 besetzte Storchester. Wie nun die „Naturwissenschaften“ mitteilen, hat die Storchzählung des Jahres 1912 nur noch 1072 besetzte Nester ergeben: „Der Storch hat also in ungefähr zehn Jahren in Mecklenburg um 66 Proz. abgenommen. Seine Zahl ist in der kurzen Spanne Zeit auf ein Drittel zusammenschmolzen. Geht das Tempo so weiter, so wird er, wie Clodius richtig bemerkt, der heranwachsenden Jugend ein unbekanntes Tier sein. Um zu zeigen, wie schnell der Niedergang der Vögel in einzelnen Gebieten gewesen ist, mögen einige Zahlen aus der Clodius'schen Mitteilung hier angeführt sein. Die Präpositur Schwab umfaßt 57 Ortschaften. Diese hatten im Jahre 1912 59 besetzte Nester gegen 218 im Jahre 1901. Aus 39 Ortschaften ist der Storch verschwunden! Als weiteres Beispiel sei die Präpositur Bägow mit 32 Ortschaften genannt: 1901 142 und 1912 34 Nester; 23 Dörfer wiesen keinen Storch mehr auf. Und ferner: die Präpositur Wittenberg beherbergte 1911 137 und 1912 45 besetzte Storchester. 39 Ortschaften von 58 hatten die Art nicht mehr. Diese Zahlen lassen sich vermehren, doch dürften sie genügen. Und was ist an dieser entsetzlichen Vernichtung eines unserer schönsten Vögel schuld? Nicht die Kultur, die in den Dörfern die alten Strohdächer durch Steindächer ersetzt, nicht eine andere Behandlung des Bodens, nicht die Entwässerung einzelner Gebiete, nicht das Zurückgehen der Nahrung, sondern in der Hauptsache das Eingreifen rabiatier Jagdliebhaber, die in dem Storch den gefährlichsten Vernichter ihrer Hasenhegehege und ihrer Junghasen sehen. Es würde, bemerkt Clodius, eine dankenswerte Aufgabe der Landesgesetzgebung sein, Wege zu finden, diesem Unflug zu stemmen.“